

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 12

Artikel: Tod im Café
Autor: Burger, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Armin Heller

Das falsche Bild

Vor nicht langer Zeit wurden die Offiziere einer Brigade im Rahmen von Heer und Haus zu einer Tagung einberufen. Thema: Die unruhige Generation. Vorträge und Diskussionen wurden ergänzt durch ein Zusammentreffen mit Gymnasiasten und Studenten aller politischen Richtungen von ganz links bis zu den Bürgerlichen. Die Tagung war gekennzeichnet durch die echte Begeisterung der Offiziere bis hinauf zum Brigadier – auch ein Oberstkommandant hatte zeitweise teilgenommen –, den Gründen der Unruhe näherzukommen.

Bevor die Jungen am Tagungsort – es war eine Kaserne – eintrafen, legte der Brigadekommandant noch einmal eindringlich dar, daß die Ältern die Kritiker ernstzunehmen hätten, sie ohne Vorurteil anhören, auf ihre Argumente eingehen müßten und daß es keineswegs darum gehen könne, sie «fertig zu machen». Wir müßten, sagte er, Geduld haben und die vorgebrachte Kritik auf ihre Substanz hin prüfen. Geduld und Toleranz könnten sich gerade jene leisten, die ein sicheres politisches und geistiges Fundament besäßen.

Das Ergebnis der Begegnung war denn auch erfreulich. Nicht daß die Ältern nun vorbehaltlos auf die Seite der Progressiven übergetreten wären oder die jungen Kritiker ein be-

geistertes Bekenntnis zur Armee und zur Landesverteidigung abgelegt hätten. Der Meinungsverschiedenheiten blieben mehr als genug, und sie waren an einem Abend nicht aus dem Weg zu räumen.

Das Erfreuliche bestand darin, daß die Offiziere, sofern sie es nicht aus ihrer zivilen und militärischen Erfahrung ohnehin schon wußten, erkannnten, daß man mit den jungen Leuten im kleinen Kreis durchaus reden kann, daß man keine Pauschalurteile fällen darf, sondern jeden Einzelnen anhören und ansehen muß, und daß durchaus nicht alle Kritiker einfach irgendwelche Schlagworte wiederholen, sondern sich Gedanken gemacht haben und mit mancher Kritik gar nicht so weit daneben treffen. Und die jungen Kritiker erfuhren, daß unsere Offiziere keine rabiaten Kriegsgurgeln sind, daß sie es nicht darauf abgesehen haben, die Macht im Staate zu übernehmen, die Armee in die Nato zu integrieren und was dergleichen Sprüche mehr sind. Solche Klischeevorstellungen erwiesen sich als falsch. Das Bild, das man sich vom andern gemacht haben möchte, stimmte so nicht.

Vielleicht war die Begegnung nicht zuletzt auch deshalb so positiv, weil sie ohne Publizität geschah. Niemand mußte sich in Positur werfen und «zum Fenster hinaus reden», um sich selber und den Kameraden zu beweisen, daß man «hart» bleibe und kein Jota von der festgelegten Linie abweiche. Die «Feinde» hatten sich nicht zum Kampf, sondern zum Gespräch gefunden und dabei entdeckt, daß man seine Meinung korrigieren kann, sofern sie infolge Unkenntnis irrig war, und doch seinen grundsätzlichen Standpunkt nicht aufgeben muß; ja, daß man sich sogar in einigen grundsätzlichen Fragen viel näher steht, als man bisher angenommen hatte.

Wer auf einem sicheren geistigen Grund steht, braucht das echte Gespräch von Mensch zu Mensch nicht zu fürchten. Wer es meidet, hat im tiefsten Angst vor der eigenen Schwäche.

Erzählung von Hermann Burger

Tod in schwüler Samstagmorgen im August. Das Café ist überfüllt wie immer um diese Zeit. Ich sitze in meiner gewohnten Ecke und blättere in der Zeitung. Vor mir, auf der braun glänzenden, spiegelnden Tischplatte steht der Kaffee, die schwarze Brühe mit dem hellbraunen Schaum obenauf. Der Kaffee dampft. Das Aroma steigt in die Nase. Es ist der Geruch des Morgens, der mir das Gefühl von Wachheit gibt: Kaffeearoma und fette Druckerschwärze. Neben der Tasse steht das matt-silberne Kännchen mit dem Rahm, den ich sorgfältig über den Kaffeelöffel gieße. Der Löffel, von der linken Hand gehalten, schwimmt auf der Brühe. So erreiche ich, daß sich der Rahm nicht mit dem Kaffee mischt, sondern als kühlfette Schicht an der Oberfläche bleibt. Neben dem Kännchen steht der Zuckerstreuer, die prall gefüllte und mit Kännchen verzierte Glasbirne, und dahinter der gläserne Aschenbecher mit den vier Rillen an den Ecken. Bläulich kräuselt sich der Rauch über der Zigarette, die ich nach den ersten Zügen im Aschenbecher niedergelegt habe, vermengt sich mit dem Rauchdunst unter der Decke des niedrigen Raumes. Ein beklemmender Raum, wenn das Café voll besetzt ist. Wie gewöhnlich lese ich die Zeitung von hinten nach vorn. Die veralteten Neuigkeiten werden so nicht älter. Ich fange an bei den Kinoinseraten, gelange über die Todesanzeigen zu den Unglücksfällen, über die Verbrechen zum Sportteil, wo ich ausführlich alle Berichte lese, um die Augen zu beschäftigen, die sich noch nicht an den Tag gewöhnt haben. Lange halte ich mich bei der Leichtathletik auf, die mich nicht interessiert, lese sämtliche Teilresultate und Schlussresultate, Zahlen, die unbekannten Namen zugeordnet sind, Namen, die nach stählernen Muskeln klingen. Doch mein Lesen ist eine Nebenbeschäftigung. Wie durch einen Filter nehme ich alle Gegenstände, Personen, Bewegungen und Geräusche wahr im

im Café

Café, das im zweiten Stock liegt, über dem Ladenraum. Die Stimmen aus dem Laden dringen gedämpft herauf. Mit vollen Einkaufstaschen steigen die Frauen die Treppe hoch, keuchend, blicken sich um auf dem obersten Treppenabsatz, sperbern in die Ecken und Nischen nach einem freien Tisch und kehren enttäuscht um, ohne aber die Treppe zu verlassen, weil sie hoffen, jemand schicke sich an zu bezahlen. Meistens sind es Frauen, die sich von ihren Einkäufen erholen wollen, vom ermüdenden Gedränge in den Kaufhäusern. Mit ihren Freundinnen, Kindern und Enkeln besuchen sie das Café, das um diese Zeit überfüllt ist, wie sie eigentlich wissen müßten. Trotzdem nimmt das Gedränge kein Ende auf dem Treppenabsatz. Später kommende Gruppen drängen an den Zögernden vorbei in der Meinung, es seien weggehende Gäste.

Ich sitze in meiner Ecke nahe bei der Treppe, wo ich einen Überblick über den Raum genieße und in aller Ruhe beobachten kann, was vorgeht, obwohl gewöhnlich nichts vorfällt. Das übliche Bild an einem Samstagmorgen um elf Uhr. Die Frauen sitzen über ihren Kaffee gebeugt, stochen Patisserie, pressen mit der Gabel die Kuchenkrümel auf und schlecken sie ab, halten ihre Tasse mit Daumen und Zeigefinger, den kleinen Finger weggespreizt, oder sie sitzen in die karamellbraunen Polster zurückgelehnt und plaudern. Vereinzelte Herren an Einzeltischen blättern diskret in Zeitungen, die sie mit sicherem Griff aus dem Zeitungsständer geholt haben und nach flüchtiger Lektüre wieder versorgen, nicht wie ich, der ich unnötig lang in der Tageszeitung herumtrödle, statt in meinem Roman zu lesen. Doch es ist unmöglich zu lesen in diesem Gewirr von Stimmen und Geräuschen. Die Registrierkasse klingelt und rasselt, das Klappern von Tellern und silbrige Klieren von Besteck dringt aus dem Anrichteraum. Münzen tellern auf den spiegelblanken Tischen, ein Glas fällt zu Bo-



Illustration Eva Stöckli

den, Kinder lärmten und stochern mit ihren Röhrchen in den leeren Eisbechern herum. Ein älterer Herr, vermutlich ein Kaufmann, in einem pfeffergrauen Anzug mit Fischgrätenmuster raucht schwarze Sargnägel und hustet nach jedem Zug tief aus der Lunge herauf, ein krächzendes, schnorchelndes Husten, das in einem erstickten, hohen Hüsteln endet. Dieses verebbt in einer Folge von stoßartig hervorgepreßten Gaumenlauten, bis ihn ein neuer Hustenanfall packt. Der Rauch seiner Sargnägel sticht beizend. Der Mann hat ein abgehärmtes Doggengesicht, bläuliche Tränensäcke unter den Augen und Flechten von roten Äderchen auf beiden Wangen.

Es ist schwül. Obwohl die Schiebefenster offen stehen, bleibt die Luft heiß und stickig, zum Abstechen. Die Straße liegt in einem weißen Licht, das alle Schatten aufsaugt, in einer dunstigen Lichtbrühe. Jede Bewegung kostet Schweiß. Selbst die Serviertöchter, die sich Mühe geben, den Betrieb gelassen zu nehmen, denn es ist ein vornehmes Café, diskret und biedermeierlich, mit eingerahmten Kupferstichen an den Wänden und purpurrotem Spannteppich, selbst diese aufmerksamen, damenhaft auf-

gemachten Mädchen, die ihre Gäste im Auge behalten, ohne sie zu beobachten, haben angestrenkte, müde Gesichter, eine mehlige Stirn, einen Schnauz von Schweißtropfen auf der Oberlippe. Ihre gepflegten Hände sind aufgeschwollen, die Adern treten dick hervor. Unter den Augen zeichnen sich gelbliche Schatten ab. Die Runzeln sind ausgefurchter, die Nasenflügel glänzen. Unter den weißen Blusen, die eng am Körper kleben, zeichnen sich die noch weißen Schatten der Unterwäsche ab. Mit vollen oder leeren Tabletts lassen sie den Blick über sämtliche Tische ihres Reviers gleiten, als suchten sie etwas Bestimmtes, was zur Folge hat, daß man nie besonders lang warten muß, weder auf das bestellte Getränk noch auf die Gnade, bezahlen zu dürfen. Es ist ein schwüler Samstagmorgen im August, ringsum glänzen schweißige Gesichter. Jedes Lächeln wird zu einer Muskelverzerrung. Die Gesichtszüge treten überplastisch hervor. Die Gäste sitzen schwer in ihren Sesseln, halb liegend, als habe sich ihr Leibgewicht verdoppelt. Und über den Köpfen lagert der Rauch in dicken Schwaden, Zigarettenrauch, Stumpenrauch, Pfeiferrauch. Jeder der vielen Raucher und fast alle rauchen – kremiert ein winziges Stück seiner selbst, das in einer Aschenraupe von der Zigarre fällt oder zu einem Häufchen Pfeifenerde einsinkt. Vermischt mit dem Rauch lagern die Gerüche über den Tischen, Schweißgeruch, Pilzgeruch, Mundgeruch, Fußschweiß und die Ausdünstungen der Achselhöhlen. Und dieses Gemisch von Rauch und Körperfürsten durchziehen Schlieren starker Parfums, die von den Serviertöchtern überdosiert verwendet werden. Vor den Fenstern das geronnene Licht, weiß, dunstig und doch grell, ein blendendes Licht ohne eigentliche Lichtquelle, das die Augen schmerzen macht, und die tropisch feuchte, schwere Treibhausluft, zum Ersticken, die auf der Haut einen klebrigen Belag hinterläßt. Das Fleisch ist schwer. Und all die Her-

Tod

zen, die hier arbeiten in diesem Raum gegen den starken Kaffee, gegen die Hitze, all die Münder, die unhörbar keuchen, nach Luft schnappen im bei zenden Rauch! Auf der Straße stockt der Verkehr. Nur kriechend kommen die Autos vorwärts. Die Bewegungen der Fußgänger sind zeitlupenhaft. Jeder scheint im Traum zu gehen und auf dem Trottoir festzukleben. Die Stadt wird größer mit jedem Schritt. Ein verborgenes Uhrwerk läuft immer langsamer, bis es zum Stillstand kommt.

Und da beginnt es, am Tisch schräg gegenüber, einem Fenstertisch, der von drei älteren Frauen besetzt ist, die trotz der Hitze ihre Hüte nicht abgelegt haben. Es beginnt im Gesicht jener Frau, die mir gegenüber sitzt. Sie hat die Gabel in den Teller fallen lassen, mit der sie eben noch ein Stück Patisserie angestochen hat, ein Vermicelles-Törtchen. Die Gabel hat ein klirrendes Geräusch hinterlassen, das aber nicht laut genug war, um die Aufmerksamkeit der Gäste zu erwecken. Ich habe sie schon längere Zeit beobachtet. Es ist eine dicke, etwa sechzigjährige Frau mit grauem Haar, das in gewellten Strähnen um die Schläfen fällt. Der Hut ist mit künstlichen Blumen verziert. Sie trägt eine crèmefarbene Bluse mit kurzen Ärmeln. Es ist das käsige Gelb von alten Lampenschirmen. Weiß und feist quellen die Oberarme hervor, übersät mit braunroten Punkten. Die Bluse hängt schlotterig um ihren Oberkörper, obwohl die Frau sehr dick ist. Eine breite Rüschenstraße teilt den beutelig hängenden Busen und wird von einer riesigen, filigran durchbrochenen Brosche über dem Ausschnitt verdeckt. Der Ausschnitt ist groß. Er zeigt ein weißes Feld gegerbter Haut. Das Gesicht wirkt von Lastern durchpflegt. Bläuliche Lippen schließen sich zu einer spöttischen Kerbe. Der Ausdruck dieser Lippen ist lüstern. Eine Haken nase steht fremd im Gesicht. Sie gibt ihm etwas Raubvogelhaftes. Dagegen hängt die Gesichtshaut in

grauweißen Säcken herab. Dicke Tränensäcke auch unter den Augen. Es ist ein abgewirtschaftetes Gesicht, ein Gesicht, das abgeweidet wurde von feuchten Schnauzen, bis nur noch eine magere Bergwiese übrig blieb. Im müden Blick flackert manchmal etwas Hektisches auf, das mich zusammenzucken lässt. Sekundenlang lebt dieses Gesicht wie unter Peitschenhieben auf, um alsbald wieder in seine schlaffe Müdigkeit zurückzufallen. Und nun plötzlich erstarrt es im Krampf. Die schmalen Lippen, die sich über der Patisserie lüstern angefeuchtet haben, nehmen einen tierischen, schmerzverzerrten Ausdruck an. Die Augen quellen hervor. Sie gehören nicht mehr zum Gesicht. Sie fixieren etwas Ungeheuerliches, außerhalb des menschlichen Bereiches. Das Gesicht wird zur Fratze, zu einem gelb brennenden Kürbisgesicht. Und langsam beginnt es zu kreisen, als wolle sich der Kopf in Schraubendrehungen vom Rumpf lösen. Das Kreisen steigert sich. Die Frau preßt stöhrende Laute hervor. Die beiden andern Frauen am Tisch, mit denen sie noch kurz vorher gesprochen hat, rutschen unruhig auf den Stühlen herum. Auch sie tragen Hüte mit Schrebergärten. Wie das Stöhnen lauter wird, steht die eine auf und legt ihr den Arm auf die Schultern, redet eindringlich auf sie ein. Doch die Kranke gibt keine Antwort, nicht einmal ein Zeichen. Aufgebäumt liegt sie im Stuhl, den Kopf über die Lehne zurückgeworfen, und sperrt den Mund weit auf, um Luft zu bekommen. Ich sehe, daß sie ein Gebiß trägt, denn es fällt ihr dauernd aus dem Mund. Die Begleiterin rückt es zu recht, ohne Erfolg. Sie bemüht sich, so zu tun, als geschehe nichts Außerdordentliches.

Etwas in mir hat längst begriffen, daß eine Frau stirbt, in einem überfüllten, schlecht gelüfteten Café. Reglos sitze ich da, gebannt von einem entsetzlichen Schauspiel, unfähig zu irgendeiner Hilfe. Ich beobachte und weiß, daß dieses Beobachten eine Mit-

schuld, ja vielleicht die einzige Schuld an diesem gräßlichen Vorfall ist, denn er wäre nicht so gräßlich, wenn es niemanden gäbe, der ihn so kalt beobachten könnte. Eine Feder taucht in mein schwarzes Blut und schreibt mit. Ich bin gelähmt vor Beobachtungslust und vor Entsetzen über diese Lust. Und nun bäumt sich die Kranke auf, beugt sich ruckartig vor und greift mit zitternder Hand nach der Gabel auf dem Teller, ohne den Mund zu schließen, der laut hörbar stöhnt und röchelt. Die übrigen Gäste sind aufmerksam geworden. Sie schauen mit ekelverzerrten Mienen zu. Die blonde Servier Tochter steht mit einem vollen Tablet im Mittelgang und beißt sich auf die Lippen. Aus dem Anrichteraum ist die Besitzerin gekommen. Sie steht hinter der Theke, eine Hand vor dem Mund, als müßte sie das Erbrechen zurückhalten. Das Geraschel der Zeitungen verstummt, und das Brummen des Verkehrs liegt stärker in den Ohren. Ringsum blicken sie alle auf den Tisch, an dem sich die kranke Frau aufzurichten versucht. Einige kauen weiter, verdrücken stumm ihre Sardellenbrote, nehmen lautlos einen Schluck Kaffee, schieben Geldscheine und Münzen in Richtung Registrierkasse über den Tisch, um im Fall einer Panik beim Bezahlen die ersten zu sein. Und der graue Herr, der Sargnägel raucht, ist mit seinem Hustenanfall beschäftigt. Kratzend hustet er in die unheimliche Stille hinein, welches die Stille vor einem Gewittersturm ist, immer von neuem Speichel sammelnd, um seinen Juckreiz auszuspucken. Was alle zurückhalten beim Anblick der erstickenen Frau, spuckt dieser Kettenraucher aus. Ich begreife, daß es für den Menschen keinen Grund gibt, das Kauen zu unterbrechen. Wäre dieser Raum ein Bordell, stünden den Wänden entlang und in den Nischen Betten statt Tische, sie würden fortfahren mit der Begattung, die Köpfe stier abgedreht auf das goldene Krankenbett in der Mitte, in dem eine alte Morchel verröchelt.

Die Frau hat die Gabel gepackt und versucht zitternd, die Reste des Vermicelles-Törtchen aufzuspießen. Doch sie trifft daneben, sie stochert im Teller und auf dem Tisch herum. Der gläserne Blick ist an diesen süßen Happen geheftet. Vergeblich will ihr die Begleiterin die Gabel aus der Hand winden. Wie ein Tintenfisch umklammert die Kranke das Eßwerkzeug. Ihr letzter Wunsch ist, fertig zu essen, was sie bezahlt hat. Als sie das sinnlose Unterfangen aufgibt, noch ein paar braune Kastanienwürmer zu erhaschen, fuchtelt sie mit der Gabel in der Luft herum. Der Todeskampf beginnt sich abzuzeichnen in der Kurve, welche die Silbergabel in der Luft beschreibt. Ein taumelnder Flugzeuggrumpf. Bald hält sie die Gabel wie einen Dolch gegen sich gerichtet, bald fährt sie ihren Helferinnen, die sie nun von beiden Seiten unterstützen, bedrohlich nah vor dem Gesicht herum, fährt ihnen unter die Blumenhüte und in den grauen Haardutt. Endlich knackt der Mund auf. Die Kiefer scheinen auseinanderzubrechen. Sie hat das geschnitzte Gesicht eines sperrangelweit geöffneten Nußknackers, wie man sie in Kitschläden antrifft, ein Brienzer Bauernkopf mit beweglichen Kinnladen am Ende der Zange, die sich öffnen beim Einklemmen der Nuß und schließen, wenn die Schale zersplittert. Das Röcheln endet in einem kurzen, erstickten Schrei, die Patisseriegabel fällt klirrend auf den Tisch, das angestochene Törtchen bleibt zurück auf dem Teller, Schlagrahm, mit braunen Würmern zu einem Brei getreten.

Wie auf Kommando beginnt sich alles zu bewegen. Die blonde Serviettochter lässt ihr volles Tablett auf den nächstbesten Tisch klimmen, stöckelt zum Fenster, wo die Tote schlaff in den Armen der zwei alten Frauen hängt, die hilfesuchend um sich blicken. Der Besitzer des Cafés steht am Telephon hinter der Theke und murmelt knappe Anweisungen in die Muschel. Ein kleines Kind schreit, weil sein Ballon mit dem Reklame-

aufdruck einer Schuhfabrik sich von der Stuhllehne gelöst hat und der Decke entlang taumelt. Gäste stürmen panikartig an mir vorbei, prallen auf dem Treppenabsatz mit anderen zusammen, die nichtsahnend nach einem freien Platz Ausschau halten. „Arzt“ wird von allen Seiten gerufen. Der Besitzer beschwichtigt nikend diese Forderungen, tippt mit dem Zeigefinger auf seine Armbanduhr, von wo die Hand wie abgefertigt in die Luft fliegt. Um den Tisch mit der Toten bildet sich ein schwarzer Knäuel. Die Fliegen, die noch eben am Kuchen geklebt haben, kleben nun am toten Fleisch. Und während sich das biedermeierlich diskrete Lokal verwandelt in einen Schauplatz, während Tische gerückt werden und alles wirr durcheinander gerät, packt mich ein grauenhafter Schwindel, der das Entsetzen auflöst.

Ein Abgrund tut sich auf, ich schweben, spüre die Füße nicht mehr auf dem Spannteppich. Ich verliere die Sicherheit zu entscheiden, wer hier tot sei, die erschlaffte Frau oder die drängenden Leute um sie herum. Draußen stockt der Verkehr. Die Herzen stocken, das Uhrwerk stockt. Die ganze Stadt ist mit Spannteppich ausgelegt. Das Licht ist ein Glaswürfel, in dem die Fußgänger eingegossen sind, erstarrt in ihren zufälligen Bewegungen. Vor mir liegt aufgeschlagen die Zeitung. Die Buchstaben flimmern, Die Druckerschwärze schießt zu schwarzen Rahmen zusammen, in deren Mitte schwarze Namen prangen, Namen von Leuten, die ich gekannt habe. Mein eigener Name. Die Buchstaben der Namen verrutschen, vertauschen sich. Und die Goldrahmen der Kupferstiche an den Wänden sind angeschwärzt. Ich traue meinen Augen kaum. Statt der Biedermeiertrachten und Rokokofiguren zeigen sie pornographische Bilder, Frauen in schwarzen Strümpfen auf purpurroten Kissen, die auffordernd und süß lächeln, mit den Perlenketten spielen, die zwischen ihren überdimensionierten Brüsten hängen. Ich

schließe die Augen, will das Traumgespinst von der Tafel wischen, und ich sehe ein schwarzes Oval, das immer kleiner wird, kleiner und kleiner. Es ist der Rahmen eines leeren Spiegels, durch den ich hindurchblicke ins Bodenlose, und zuunterst liege ich auf dem Bauch, als Kind, vor einer silbergrauen Zwiebackpackung. Im Oval über der Firmenaufschrift ist der Schattenriß eines Mannes zu sehen, der dasselbe Paket Zwieback in den Händen hält und die kleine, aber noch gut lesbare Aufschrift und den kleinen Mann im kleinen Oval betrachtet. Der kleine Mann hält wiederum ein Paket mit einem noch kleineren Oval, dessen Männchen nur noch ein Tuschfleck ist, sein Paket ein Haarstrich. Stundenlang versenke ich mich in diese unendliche Reihe, weiß, obwohl die Bilder längst versagen, es gibt noch kleinere Männer mit noch kleineren Paketen. Ich verschraube mich in dieses Problem, ohne zu einem Ende zu kommen, und ich wage nicht, meine Bauchlage zu verlassen, bis es gelöst ist.

Jetzt, angesichts der toten Frau, die vermutlich einer Herzschwäche erlegen ist, blicke ich in der Gegenrichtung. Ich starre ins große Oval, ohne einen Mann zu entdecken, der mich betrachtet, dessen Schattenriß ich sein könnte.

Ich öffne die Augen. Das Café ist heller geworden. Die Kupferstiche an den Wänden, die Biedermeiertrachten und Rokokofiguren liegen in einem Treibhauslicht. Immer noch drängen Leute auf der Treppe nach oben, halten Ausschau nach einem freien Platz. Der graue Herr, der Sargnägel raucht, hustet karchelnd. Schräg gegenüber sitzt die dicke Frau mit der gelbseidenen Bluse und drückt mit der Gabel die letzten Kastanienwürmer zu einem Haufen. Es ist schwül. Vor mir steht die blonde Serviettochter mit einer Tasse Kaffee auf dem Tablett.

«Haben Sie noch einen Kaffee bestellt?» fragt sie unsicher.

«Nein», sage ich, «aber ich möchte bezahlen.»